

Lothar Malskat in Günter Grass: „Die Rätin“

# Günter Grass Die Rätin

1. Auflage 1997  
© Steidl Verlag, Göttingen 1993  
Erstausgabe: März 1986

... Diese Namen sind pruzzischer Herkunft. Sie wurden von den Pruzzen, die man ausgerottet hat, damit Preußen entstehen konnte, unverfälscht übernommen; weshalb hier, bevor von Fälschungen und am Ende vom Bildfälscherprozeß die Rede sein wird, gesagt werden muß: Der Name Malskat ist echt.

Nach kurzem Besuch einer Kunstgewerbeschule, auf der ihm in Sachen Gotik nichts Neues beigebracht wurde, ging Lothar Malskat mit fellbespanntem Tornister auf Wanderschaft. Er lief in Knickerbockern auf Sandalen, soll bis Italien gekommen sein und lernte, daß hinterm Berg Berge sind und Gelegenheiten nicht häufig. Einer der vielen wandernden Handwerker und Fechtbrüder war er, die Mitte der dreißiger Jahre Klinken putzten, hier einen Stall ausbesserten, dort Teppiche klopfen, nur selten satt in den Tag hinein lebten und ohne feste Adresse unterwegs waren, als in Berlin, dann in ganz Deutschland Geschichte gemacht wurde; von der hielt Malskat nicht viel.

Dennoch schlug ihm in der Reichshauptstadt die Stunde. Auf der Suche nach Arbeit lernte er in Berlin-Lichterfelde den als Restaurator bekannten Kunstprofessor Ernst Fey kennen. Gegen warme Suppen und Taschengeld durfte er dessen Gartenzaun streichen, eine Tätigkeit, die Gedankenflucht erlaubte: Ein Gesichtchen, zum Anhimmeln hübsch, wurde mal traurig, mal neckisch zum Bild, das auch nach Feierabend und erstem Anstrich des Gartenzauns greifbar blieb; Malkat ging damals oft ins Kino, wo er die beliebte Schauspielerin Hansi Knoteck zuerst in »Schloß Hubertus«,

dann immer wieder sah, bis sie sich ihm dergestalt stilbildend eingepägt hatte, daß ihre spätere Wirkung auf gotische Wandbilder in norddeutschen Backsteinkirchen niemanden verwundern sollte. Jedenfalls erkannte der Restaurator sogleich des Anstreichers Begabung besonderer Art. Mag sein, daß Malkats eulenspiegelhafte Nase, der seherische Schwung seiner Brauen und die demütige, wenn nicht beseelte Hingabe an jede einzelne Zaunlatte den Kunstprofessor zusätzlich bestimmt haben.

Im Frühling sechsunddreißig durfte er mit Feys Sohn, der Dietrich hieß und allseits mit langen Wimpern und schmalen Langschädel faszinierte, im hellgelben DKW-Sportwagen nach Schleswig an der Schlei fahren. Das ist eine Stadt, nach der das Land zwischen Nord- und Ostsee zur Hälfte benannt ist. Dort, im Dom, wartete Arbeit auf die beiden.

Vom schönen Dietrich, der sich allerorts in der Domstadt, besonders sensibel aber im Musikzimmer des Pastorats glaubwürdig zu machen verstand, weshalb er bald einen Kranz Pastorentöchter um sich versammelt hatte, lernte Malskat, dem Filme unterhaltsamer blieben, in denen Hansi Knoteck Haupt- und Nebenrollen spielte, einzig ein Kunststück: jene besondere Farbe anzurühren, die rotbraun für die Konturen im Kreuzgang am Schwahl des Domes geeignet war. Ganz aus sich aber lernte er, aus dem Handgelenk Altes neu zu malen und Neugemaltes mit Hilfe eines Scherben und einer Stahldrahtbürste altern zu lassen. Den Rest besorgte ein Puderbeutel, den zermahlener Kalkmörtel füllte.

Schnell mußte Malskat malen, denn kaum waren die rotbraunen Konturen auf dem Putz der Kreuzgangfelder angetrocknet, hatten sie schon ihre gotische Herkunft zu beweisen. Ermuntert von erkennbaren Resten des ursprünglichen Bildes, gelang ihm eine in sich geschlossene, schwungvoll beherrschte, im Großen kühne, im Detail über-

raschende Konturenmalerei auf neun von zehn Feldern; das letzte Feld nach Westen hin blieb leer.

Er malte die Heiligen Drei Könige und die Anbetung, Johannes den Täufer und den Kindermord zu Bethlehem, die Flucht nach Ägypten, den Judaskuß, die Geißelung und was sonst noch einen Kreuzgang vollzählig macht. Jedes Spitzbogenfeld schloß er zuunterst mit einem Tierfries, jenes etwa, das die Geißelung zeigt: Hähne und Hirsche lösen einander in Medaillons ab; Adler und Löwen unter dem Judaskuß. Doch was das vierte Feld, von Westen nach Osten gezählt, als Fries begrenzt, hat Geschichte gemacht, das heißt Streit ausgelöst, und wird hier besonders erwähnt werden.

Während der schöne Fey den Pastorentöchtern sensibel bestückte Blumenkörbchen verehrte und junge Damen zu Bootsfahrten auf der Schlei einlud, hat Malskat außerdem im Domchor zu Schleswig ganze Arbeit geleistet. In die Fensterleibungen um den Hochaltar und in die Fluchten der Strebpfeiler malte er rasch sechsundzwanzig Köpfe, die er in Medaillons faßte, darunter einen Kopf, der ihn mit langer Nase, kühn geschwungenen Brauen und einer Zigarette hinterm Ohr abbildet, die, wenngleich gut versteckt, dennoch bezeugt, daß Malskat in jenen Jahren die Marke Juno – »Aus gutem Grund ist Juno rund!« – bevorzugt hat.

Außerdem malte er rauchend das Personal seiner Jugendjahre am Pregelfluß in die lichtfangenden Leibungen und Pfeiler des hochgewölbten Altarraumes. Des Königsberger Lehrlings Skizzenbücher waren behilflich; fleißig von Anbeginn hatte er Altgesellen, immer wieder den Meister, die anderen Lehrlinge, aber auch Kunden in seines Vaters Antiquitätenhandel, etwa den Rechtsanwalt Maximilian Lichtenstein und den Sanitätsrat Jessner, gestrichelt, die nun, ideell immer schon da, auf Freifeldern Gestalt gewannen.

Danach ging Malskat den zur Frömmigkeit bestimmten Köpfen nach schon erprobter Methode zu Leibe: Scherbe

und Drahtbürste halfen, annähernd siebenhundert Jahre Distanz herzustellen. Zum Schluß der Puderbeutel. Er ließ nicht nach, bis seine sechsundzwanzig Heiligenköpfe, zwar leicht lädiert und mit zernagten Konturen, dennoch glaubensstark Blicke aus gotischer Frühzeit in den Altarraum und ins mittlere Kirchenschiff warfen. Den letzten Kopf fertigte er am dritten Mai achtunddreißig. Während draußen Schlag auf Schlag Geschichte gemacht wurde, auf daß Deutschland immer größer geriet, feierte Lothar Malskat hoch im Gerüst seinen fünfundzwanzigsten Geburtstag;

erst am Abend war er mit Fey im Pastorat des Domes geladener Gast: umringt von Pastorentöchtern, die, wenn nicht Gudrun oder Freia, dann Heike, Dörte oder Swantje hießen.

Waldmeisterbowle gibt es. Verlegen sehen wir ihn, fehl am Platze. Wenn Malskat nicht ins Kino ging, zerstreute er im Fischerviertel, zur Schlei hin seine restliche Zeit. Damals lief mit der Knoteck »Das Mädchen vom Moorhof«.

Auch jener bis zur Genickstarre zu bestaunende Salvator Mundi im romanischen Mittelschiffgewölbe des dreischiffigen Doms ist von seiner Hand und anscheinlich bis heutzutage: eine vieldeutige, den Regenbogen nach der Sintflut einbeziehende Komposition, deren widersprüchliche Stilmerkmale dennoch ein Ganzes bilden, weshalb sie den Kunsthistorikern knifflige Rätsel aufgaben. Schließlich nannten sie Malskats Salvator Mundi ein epochales Kunstwerk.

Insgesamt wurde des Malers Arbeit, ohne daß sein Vor- und Nachname – und sei es in Klammern nur – zu lesen stand, in zahlreichen Gutachten gewürdigt, mehr noch, zur »artreinen Kunst« erhoben. Besonders deutschstämmig nannte man die nordisch anmutenden Köpfe in den Leibungen und Strebpfeilern und einige germanische Runenzeichen, die Malskat, auf Wunsch von Fey, der dem Zeitgeist der späten dreißiger Jahre gefällig sein wollte, in den Putz

der Freifelder und ins Umfeld seines Salvator Mundi gekratzt hatte: »Der Toten Tatenruhm« und ähnlichen Blödsinn stabgereimt.

Erwähnt sei, daß sich, allen Experten voran, ein Kunsthistoriker namens Hamkens an den willensstarken Blicken der heiligen Heldenköpfe, an deren Langnasen und nordisch ausgeprägten Kinnpartien in Fachzeitschriften erfreute. Gleich nach Entstehen der zügig gealterten Malerei, die Malskat übrigens eine spürbare Stundenlohnerhöhung eintrug, ließ Hamkens die arischen Köpfe fotografieren, worauf diese unbestritten echte Fotosammlung, auf Weisung des Reichsführers SS, vom Kuratorium »Das deutsche Ahnenerbe« angekauft und in Wanderausstellungen gezeigt wurde.

Malskats Werk fand Beachtung. Und kaum noch zu korrigierende Folgen hatte jener Tierfries, der ihm im Kreuzgang des Domes als Abschlußleiste der Kindermordszene eingefallen war; denn nicht Hirsche und Hähne, auch nicht Greife und Steinböcke, wie unter dem anrührenden Motiv: Hansi Knoteck als Jungfrau mit Kind, sondern deutlich als Truthähne erkennbare Truthähne hatte Malskat in vier von sieben Medaillons gemalt. In den restlichen drei Rundfeldern waren, dank Scherbe, Drahtbürste und Puderbeutel, nur Geflügelsspuren geblieben.

Doch die vier heilen Truthähne reichten. Der Beweis war erbracht. Endlich stand fest, was bisher als Vermutung fraglich gewesen oder als völkisches Wunschbild belächelt worden war. Dank Malskat kam historische Wahrheit ans Licht. Bewies diese frühgotische Malerei doch, daß nicht der weltliche Kolumbus, sondern die Wikinger schon, Germanen also, Nordmänner mit langen Nasen und ausgeprägtem Kinn, das eindeutig amerikanische Geflügel nach Europa gebracht hatten; fortan mußten Malskats Truthähne, diese einfache, in rotbraun gehaltene, mit sicherem Blick hinge-

setzte Kontormalerei, in vielen gelehrten Gutachten für die fällige Neuschreibung der Geschichte herhalten. Ab Frühjahr neununddreißig, über den Kriegsbeginn im folgenden Herbst hinweg, solange gesiegt wurde, aber auch unbekümmert um die Schlacht von Stalingrad, um die Zertrümmerung der Städte und die Folgen der Invasion – bis gegen Kriegsende hielt der sogenannte Truthahnstreit der Experten an; ich bin sicher, unter der Decke lebt er noch heute fort.

Dabei hat Malskat seine früh- bis hochgotischen Neuschöpfungen von Anbeginn mit abkürzenden, sprachvermengenden Buchstaben t. f. L. M. – totum fecit Lothar Malskat – signiert, wenn auch in Arabesken versteckt und leicht übermalt. Er war kein Fälscher. Die anderen, die ihn später, zur Zeit der staatserhaltenden Großfälschungen, verklagten und bestrafte, waren inmitten der fünfziger Jahre die wahren Täuscher. Die sind noch immer, wenn nicht im Amt, so doch in Würde. Sie zwinkern einander zu und hängen sich Orden an. Ihre Weine und Leichen gut eingekellert.

Es war einmal ein Land, das hieß Deutsch . . .

Der konnte vorerst keine gotischen Dome, Kreuzgänge, Querschiffgewölbe und Strebpfeiler ausmalen, weil in allen Himmelsrichtungen Krieg herrschte. Nachdem er in Lübecks Heiliggeisthospital unterm Lettner der Vorhalle eine schadhafte Caseinbindermalerei aus dem neunzehnten Jahrhundert, die für echt gotisch angesehen wurde, abgewaschen und durch seine rasch alternde Gotik ersetzt hatte und weitere Aufträge der Firma Fey im schon besetzten Oberschlesien erledigt waren, kam Malskat zu den Soldaten.

Die längste Zeit gehörte er den Besatzungstruppen in Nordnorwegen an, wo er es wachschiebend zum Obergefreiten brachte. Er ist, soviel ich weiß, nie zum Schuß gekommen. Weder Befehlsverweigerung noch verschärfter Arrest. Kein Orden wurde ihm angehängt, nichts Heldisches ist zu melden, kaum Anekdoten.

»Er war ein schlechter Soldat, aber ein interessanter Mensch«, sagten Mitte der fünfziger Jahre ehemalige Landsler aus, die, auf Antrag des Verteidigers Flottrong, beim Lübecker Bildfälscherprozeß als Zeugen vernommen wurden. Schon damals habe sich Malskat über den Truthahnstreit der Kunsthistoriker lustig gemacht. Für jeden, der ihn darum bat, doch nie für Offiziere, habe er am laufenden Band Exemplare dieses Geflügels gezeichnet. Leider sei sein von Malskat signiertes Truthahnblatt beim Rückzug verlorengegangen, bedauerte einer der Zeugen. Ein besonderes Vergnügen der Stubenkameraden sei es gewesen, wenn ihnen Malskat während langer Winternächte aus einem Buch vorgelesen habe, in dem ein Kunstprofessor die Entdeckung Amerikas durch die Wikinger mit dem Trut-

hahnfries begründete. Zum Wiehern komisch sei das gewesen.

Nach anderen Aussagen hat Malskat die Innenseite der Tür seines Militärspindes mit dem Foto der in Friedens- und Kriegszeiten beliebten Filmschauspielerin Hansi Knoteck geschmückt. Nun sei ja während des Krieges in jedes Soldaten Spind eine fotografierte Schauspielerin Vorlage für dies und das gewesen, aber Malskat habe gesagt, die Knoteck verkörpere Besonderes, nach ihrer Vorlage seien eine Menge gotischer Madonnen, Engel und Heilige zu Konturen gekommen, außerdem habe er sie verehrt und keinen Film mit ihr ausgelassen.

Der Maler hat im Verlauf seines Lübecker Prozesses gestanden, er sei dem hübschen Filmstar auch nach dem Krieg treu geblieben, zuletzt habe er die Knotock in »Die fidele Tankstelle« und »Heimatglocken« erlebt, und zwar mehrmals, was man seinen Wandbildern im Hochchor und im Langhaus der Marienkirche ansehen könne.

Bildvergleiche bewiesen, außer der Ähnlichkeit, Malskats Gabe der expressiven Steigerung: Dem eher braven Gesichtchen zwang er Schmerz und inneres Feuer ab. Nicht nur die im Feld I des Chores berühmt gewordene Maria mit dem Kinde, auch die Gottesmutter in der Kreuzigungsgruppe des Langhauses, desgleichen Maria Magdalena, deren Kopf durch eine Fehlstelle am linken Auge zum Fragment gesteigert wird, und die Verkündigungs- und Taube sind allesamt gotische Schwestern jener Leinwandschönheit, deren Bild – ein Standfoto übrigens aus der Operettenverfilmung »Heimatland« – vier Jahre lang von Spind zu Spind umzog; denn Malskats Truppeneinheit wurde mal hierhin, mal dorthin verlegt, und überall schob er Wache.

So sehe ich ihn mit seinem Karabiner 98 K. Er bewacht Munitionslager, Truppenunterkünfte, Zahlmeistereien. Die Kälte ist unbeschreiblich. Seine lange Nase friert. Gerne

möchte er den Maler Munch, von dem Bilder voller Geschrei und Schweigen in Oslo zu sehen sind, in dessen Winteratelier besuchen, um von ihm Ausdruck zu lernen, aber keine Dienstreise bringt ihn dorthin.

Sonst ist aus seiner Soldatenzeit wenig zu berichten. Während Vormärsche in Rückzüge umschlugen, die Frontbegräbigungen hießen, U-Boote nie wieder auftauchten, eine Stadt nach der anderen unter Bombenteppichen verging, der Führer immer seltener sprach, an Wunderwaffen geglaubt wurde und in noch namenlosen Vernichtungslagern Zugänge als Abgänge verbucht wurden, fertigte Lothar Malskat Landschaftspastelle nach norwegischen Motiven, die er gegen Zigaretten und Schokakola tauschte. Er ist schon immer ein starker Raucher gewesen. Doch das sagten alle Zeugen: Auf Befehl habe der bei Offizieren und Mannschaften beliebte Ostpreuße nie zum Pinsel oder zur Kreide gegriffen; aus Lust und Laune nur.

Doch da geschah es, daß, während er im hohen Norden Wache schob, die Stadt Lübeck von britischen Bombern in der Nacht auf Palmsonntag des Jahres zweiundvierzig bombardiert wurde. Als Terrorangriff angezeigt, las Malskat verspätet davon in einer Soldatenzeitung. Besonders wurden die Innenstadt und die Backsteinkirchen getroffen. Das hatte der britische Luftmarschall Harris so gewollt. Die Marienkirche brannte aus. Mehrere Gewölbe im Chor stürzten ein. Als ein Notdach errichtet und die Chorgewölbe wieder zugemauert wurden, ließ der Bischof von Lübeck, der wie viele evangelische Pfarrherren ein Nazi war, im Chorschlußgewölbe das Hakenkreuz als Schlußstein setzen; Malskat muß diesen Ausweis der Lübecker Deutschchristen noch gesehen haben, als er im Jahre neunundvierzig mit seinen Farbtöpfen und der Drahtbürste hoch ins Gerüst stieg und viel Arbeit vorfand.

Natürlich wurde das Hakenkreuz bald darauf weggemeißelt, das machte man überall so zu Beginn der fünfziger

194

Jahre; der Bischof jedoch blieb, wenn er nicht gestorben ist, tiefinnerlich Nazi bis heutzutage.

Ab Winter neunundvierzig/fünzig turnte er in dreißig Meter Höhe alleine und erfinderisch zuerst im Langhaus, dann im Hochchor der Lübecker Marienkirche, denn sein eleganter, immer Kontakte suchender Arbeitgeber kam selten so hoch nach oben. Dietrich Fey gab sich unten, im Bauschutt, geschäftig. Er mußte seinen Malskat abschirmen. Kein unbefugtes Auge durfte sehen, wie das Wunder von Lübeck Gestalt gewann. Deshalb hatte er überall warnende Schilder aufstellen lassen: »Achtung Absturzgefahr!« – »Vorsicht!« – »Für Unbefugte kein Zutritt!«

Unbefugt, so hoch nach oben in Malskats Bereich zu steigen, waren selbst Gerüstarbeiter und Maurer. Kam sachkundiger Besuch, darunter in- und ausländische Kunsthistoriker, die ab Anfang einundfünfzig einzeln und in Gruppen anreisten, lösten Fey und seine Gehilfen mit Zugleinen Klappergeräusche aus, die Malskat hoch oben zu warnen hatten. Meist gelang es Fey, die Experten mit Kopien abzuspeisen, die nebenbei für Informationszwecke und eine Wanderaus-

260

stellung entstanden waren; alle Duplikate von Malskats Hand.

Die Wanderausstellung wurde landesweit ein Erfolg, zumal der Bundespräsident und der König von Schweden vor etlichen Schautafeln anerkennend genickt hatten. In Zeitungen und Vorträgen wiederholte sich die Neuprägung »lübischer Stil«. Als »Wiege der Gotik« kam die Stadt zu Ehren. Von einer Werkstatt wurde gesprochen, die ab Ende des dreizehnten Jahrhunderts unter Anleitung eines genialen Dommeisters stilbildend gewirkt habe. Das Wunder von Lübeck fand Glauben.

Kein Wunder, daß es dem Landeskonservator Dr. Hirschfeld, der als erster Zweifel äußerte, nicht gelang, seine Kritteln aufrechtzuerhalten. Schließlich wurde er an sich selbst irre und schrieb in seinem Buch von St. Marien zu Lübeck: »... Im Hochchor und Langhaus-Obergaden empfinden wir vor den Werken des Meisters ganz unmittelbar jene gewaltige Zeugnis kraft, die nur das Original besitzt.«

Im Juni einundfünfzig zog noch einmal Gefahr auf, als sich anlässlich einer Tagung westdeutscher Denkmalpfleger, die extra des Wunders wegen nach Lübeck gekommen waren, etliche Herren in die Marienkirche begaben und sich von Fey nicht abhalten ließen, hoch ins Gerüst zu steigen. Bescheiden trat Malskat zur Seite. Fey erklärte, wies nach, war mit Engelszungen beredt und konnte doch nicht verhindern, daß die Professoren Scheper und Deckert Bedenken äußerten und trotz aller Feyschen Redekunst mit restlichen Bedenken aus dem Gerüst stiegen.

Als freilich tags darauf alle in Lübeck versammelten Denkmalpfleger zusammentrafen, geschah abermals ein Wunder: Keine Anklage wurde erhoben, vielmehr forderten die Kongreßteilnehmer die Regierung in Bonn auf, weitere hundertfünfzigtausend DM in die Kasse der Lübecker Kirchenleitung fließen zu lassen. Das freute den Oberkirchenrat

261

Göbel; aber auch Malskat, der seinen Stundenlohn gesichert sah.

Weitere Störungen waren kaum ernst zu nehmen. Als eine Studentin die Thesen ihrer Doktorarbeit »Die Wandmalereien in der Lübecker Marienkirche« an Ort und Stelle überprüfen wollte und heimlich ins Gerüst stieg, wurde sie von Fey erwischt, der sanft, aber nachdrücklich auf die Gefahren ihrer Kletterei hinwies. Obgleich sie leichte Gerüstschuhe trug und sich schwindelfrei nannte, durfte sie nie wieder zu Malskat hoch.

Dennoch stellte die Studentin, nach nur flüchtigem Augenschein oben, unten angekommen kritische Fragen. Anhand der Fotos und Kopien wies sie auf romanische Elemente im Faltenwurf hin. Ihr Erstaunen über die Leuchtkraft der Farben im Hochchor war mit Zweifeln untermischt. Es hätte doch, sagte sie, in der Nacht auf Palmsonntag zweiundvierzig, als Lübecks Marienkirche von innen nach außen brannte, das Kupferblau im Obergaden wie auch im Chor oxidieren und einschwärzen müssen.

Als Fey die Studentin abermals erwischte, wie sie zu Malskat hoch wollte, um dort vom Kupferblau Farbproben zu nehmen, drohte er ihr mit Kirchenverbot. So einsam wurde der erfindungsreiche Maler in dreißig Metern Höhe gehalten.

Wenig später gelang es Fräulein Kolbe, so hieß die Studentin, ihr Mißtrauen zu überwinden: Sie begeisterte sich am Lübecker Wunder, wenngleich sie in ihrer Doktorarbeit die Einmaligkeit der Wandmalerei im Hochchor immer wieder unglaublich nannte. So sehr sie suchte: Es ließ sich keine Ähnlichkeit mit dem im norddeutschen Raum üblichen Knitterstil beweisen. Sie blieb verblüfft wegen der romanischen Elemente besonders im dritten Joch und kam zum Schluß: Im Hochchor sei insgesamt der Einfluß von Chartres und Le Mans zu spüren. Der Chormeister zu Lübeck müsse Frankreich bereist, werde dort gelernt haben.

262

Nun ließe sich viel über Malskats Vorleben und seine Bildungsreisen gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts spekulieren; fest steht, daß er hoch oben im Gerüst der Gegenwart enthoben war und eine Freiheit gewann, die ihm beim Setzen der Konturen gotische Empfindungen erlaubte, die seinen einundzwanzig Heiligen im Hochchor und mehr als fünfzig Heiligen im Obergaden des Langhauses nach und nach zu zwingendem Ausdruck verhalfen. Nichts wog die Zeit. Nur ein Sprung und ein Moment inbrünstiger Rückbesinnung war ihm die Spanne von siebenhundert Jahren.

Zu Recht haben die einerseits getäuschten, andererseits scharfsinnigen Kunsthistoriker damals festgestellt, daß sich die Wandmalereien in Schleswigs Dom wie Vorstudien zur Ausmalung der Lübecker Marienkirche ansehen lassen. Trotz Kriegs- und Soldatenzeit war Malskat Malskat geblieben, gereifter vielleicht und noch konsequenter rückbezogen; denn wenn ich jetzt sage, das Mittelalter war seine Zeit, sehe ich ihn leibhaftig vor siebenhundert Jahren hoch im Gerüst: die verfilzte Wollmütze über beide Ohren gezogen.

Er wird nach dem Niedergang des Stauferreiches, während wirrer und rechtloser Jahre, bis ins Greisenalter – kurz vorm Auftritt der Pest – in vielen Kirchen und Heiliggeisthospitälern tätig gewesen sein; überall hinterließ seine Werkstatt Spuren. Deshalb dürfen wir davon ausgehen, daß auch die sechshundfünfzig Heiligen im Langhaus-Obergaden der Marienkirche von ihm sind. Wenngleich Jahrzehnte zwischen der frühen Secco-Malerei im Chor und der späteren, in Rot, Blau, Grün, Ockergelb und Schwarz gefertigten Arbeit im Mittelschiff liegen, ist allen übers Menschenelend hinwegblickenden Heiligen in ihrem Faltenwurf die Pinselführung des Chorleiters abzulesen.

Und alles »alla prima«, aus freier Hand gemalt. Nur wenige Anhaltspunkte gaben Musterbücher, die das Ikono-

grafische betrafen. Wenn im Prozeß später das Buch eines gewissen Bernath, »Die Malerei des Mittelalters«, als Malskats Quelle erkannt wurde, bestätigt dieser Hinweis nur die frühen romanischen, byzantinischen, ja, auf der rechten Stirnwand Süd des Chorpolygones sogar koptischen Einflüsse. Was der Chor- und Langhausmeister vor siebenhundert Jahren gemalt hat, gelang Malskat später aufs neue. So überbrückte er Jahrhunderte, so wurde durch ihn des letzten Krieges zerstörende Wut zunichte, so triumphierte er über die Zeit.

Nun gut, ich kenne die Einwände der Herren Scheper und Grundmann: Hier soll der Christus der Sophienkirche in Konstantinopel, dort eine thronende Maria aus dem Dom zu Triest anregend gewesen sein. Glühproben der verschiedenen Farbpigmente, Schichtschnitte von Mörtelteilen, chemische, mikroskopische Untersuchungen wurden gemacht. Obendrein Malskats Geständnis: Die Drahtbürste! Der Konturen und Farbflächen zerkratzende Scherben. Das gekonnte Nachahmern. Der Puderbeutel!

Dazu ist zu sagen: Fey, sein Arbeitgeber, verlangte von ihm dieses Glaubwürdigmachen vergehender, spurengrobender Zeit. Nichts Neues, das Alte wollte man wiederhaben, wenn auch ein wenig beschädigt. Malskats Talent erlaubte diese Zugaben. Schließlich hat der spätere Meister des Hochchors – doch wohl des Langhauses auch – in den Jahren vor der Währungsreform Bilder nach Chagall und Picasso gemalt, die über Fey, der gleich nach fünfundvierzig sein Arbeitgeber wurde, in den Kunsthandel kamen. So hielt man sich über Wasser.

Aber mit dem neuen Geld, das die nichtsnutze Reichsmark über Nacht ablöste, brach auch eine neue Zeit an; deren Anfänge verlangten als Fundament eine solidere Fälschung. Und weil sich allgemein das Fälschen und Verfälschen zu einer Lebensart mauserte, die recht bald regie-

264

rungsamtlich wurde, worauf die alten Zustände, als wäre in ihrer Folge nichts Entsetzliches geschehen, als neue Zustände ausgegeben wurden, entstanden in Deutschland zwei Staaten, die als »falsche Fuffziger« – so nennt unser Herr Matzerath alle Produkte aus diesem entlegenen Jahrzehnt – in den Handel kamen, in Umlauf blieben und mittlerweile als echt gelten.

Was Malskat tat, war zeitgemäß. Hätte er geschwiegen, wäre ihm nie der Prozeß gemacht worden. Er hätte den Schummel unter der Decke lassen sollen, wie es die Staatsmänner taten; deren doppelte Fälschung hatte Zukunft für sich. Bald machten sie alle Welt glauben, es gehöre der eine, der andere Staat ins eine, ins andere Siegerlager. So münzten sie einen verlorenen Krieg in einen gewinnträchtigen Doppelsieg um: zwei falsche Fuffziger zwar, doch klingende Münze.

Natürlich wäre die Fälschung mit Händen zu greifen gewesen, doch sahen die Täuscher einander ohne Zwinkern als echt an, und auch den mittlerweile verfeindeten Siegern war Zugewinn lieb. Selbst wenn die Fälschung erkannt wurde, blieb man dem schönen Schein treu; denn allzu armselig und schadhaft waren die Originale: zwei Trümmerhaufen, nicht gewillt, einen einzigen zu bilden.

Deshalb sagt unser Herr Matzerath immer wieder: »Malskat lag richtig. Er hätte sich zwischen Adnauer und Ulbricht auf gemalte Säulenkapitelle stellen, keine byzantinischen und koptischen Einflüsse scheuen und sich als Mittelstück dieser Dreieinigkeitsfeier feiern sollen; etwa auf der rechten Stirnwand Süd, wo die drei Eremiten, Mönche genannt, ihr Stelldichein hatten.«

Das ist zu spät leicht gesagt, denn als Lothar Malskat auf dreißig Meter hohem Gerüst in Kälte und Zugluft stand, wo er aus freier Hand die sieben Felder im Hochchor mit diversen Heiligen und im Mitteljoch mit der Jungfrau samt Kind

265

belebte und dabei unentwegt seine Lieblingsmarke Juno rauchte, als Geld, unentwegt Geld von Bonn nach Lübeck floß, betrug sein Stundenlohn fünfundneunzig Pfennige neuer Währung; wie hätte er sich zwischen so hochkarätigen Staatsmännern begreifen sollen.

Neinnein, Herr Matzerath! Sie mögen fern in der Kaschubei und solange Ihnen der Prälat aus Oliva Gehör schenkt, recht haben, was den Schätzwert des Kanzlers von damals und des damaligen Generalsekretärs betrifft; der Alte und der Spitzbart waren waschechte Fälscher und mögen fortan »falsche Fuffziger« genannt werden, Malskat jedoch signierte seine Gotik, wenn auch versteckt.

Vom Dom zu Schleswig an der Schlei, dessen Bilder auf Kalkputz der Maler Malskat bis in den Kreuzgang hinein wieder gotisch gemacht hatte, erzählte ich schon. Daß er dem Lübecker Heiligengeisthospital unterm Lettner im Handumdrehen zu hochgotischen Fresken verholfen haben soll, ist bis heute umstritten. Doch verbürgt ist, wie er zuerst im Langhaus-Obergaden, dann hoch im Chor jener Marienkirche tüchtig wird, die, trotz französischer Kathedralenaußmaße, als Mutterkirche aller Backsteingotik gilt und deren Siebenhundertjahrfeier bevorstand.

Malskat mußte sich eilen. Der Arbeitgeber Fey drängte. Schon hatte man im Langhaus das Gerüst abgetragen. Ein Staatsakt war vorgesehen. Sogar Sonderbriefmarken in zwei Werten – der fünfzehner Wert mattgrün, der fünfundzwanziger rotbraun –, die beide des schnellen Malers Verkündigungsgruppe zum Motiv hatten, wurden in Millionenaufgabe gedruckt und verkauft, weshalb der bevorstehenden Feier Bedeutung zuwuchs und die Lübecker Kirchenleitung obendrein Gewinn machte.

Die Schwarzröcke kassierten hundertachtzigtausend immer noch neuglänzende Deutsche Mark, dem Maler jedoch, der, während das Geschäft lief, ewig verschnupft hoch im Gerüst stand, brachten jene Briefmarken, die heutzutage unter Sammlern ihren gesteigerten, ich vermute, sündhaften Preis haben, keinen roten Heller. Er, der Schöpfer der Verkündigungsgruppe, deren Ausdruck vom versammelten Kunstverstand gelobt wurde, ging leer aus.

Allen Geschäften enthoben: Man hätte ihn glatt vergessen können, so vereinsamt hing Malskat hoch oben einem Gedanken an, der sich, dem Bohrwurm gleich, nicht abstellen ließ. Und als am ersten September des Jahres einundfünfzig endlich der Festakt in der Lübecker Marienkirche stattfand, saß unser schwindelfreier Maler, der drei Jahre lang zuerst im Langhaus, dann im Chor fleißig gewesen war,

dennoch nicht im Mittelpunkt des festlichen Geschehens, etwa zwischen geladenen Festgästen und Würdenträgern, wo, wie selbstverständlich, sein Arbeitgeber saß, nein, ganz hinten im Kirchenschiff, beim niederen Volk hatte er in vorletzter Reihe Platz gefunden; so sehe ich ihn und frage mich, ob der Gedanke, einmal gefaßt, immer noch bohrt. Und weit entrückt sahen ihn seine einundzwanzig Chorheiligen, die in sieben Dreiergruppen auf gemalten Säulenkonsolen standen, teils in seitlich weggeklappten Spitzenschuhen, teils barfüßig.

Näher standen Malskat, der sich auf seiner Hinterbank stillhielt, die vielen Heiligen im Langhaus. Jedes Joch des Obergaden zeugte von ihm. Aus Farbresten, die bei leichter Berührung stäubten, nach zuletzt noch vorhandenen Spuren, doch in der Regel aus sich heraus, hatte er seine Fundgruben gegen Pfenniglohn erschöpft. Leer, entleert saß Lothar Malskat auf der Hinterbank. In Dietrich Feys altem Anzug saß er, den jener in Schleswig zu Kreuzgangszeiten getragen hatte. Die Hose zu kurz, die Jacke in den Schultern zu knapp. Es kniff ihn, so eingengt saß er. Als jämmerliche Scheuche mochten ihn von oben herab alle Heiligen sehen; und als späten Konfirmanden sah ihn von fern, aus dem Stirnfeld des Chores, seine Jungfrau mit Kind. Die war berühmt mittlerweile und schmückte als Abbildung jenen Prachtband der Kunsthistoriker, der die Wandmalereien der Marienkirche zu Lübeck, ohne Malskat zu nennen, zum Wunder erhob.

Er lachte in sich hinein. Hatte die Jungfrau doch, wenn gleich ihre Konturen wie von Jahrhunderten zernagt und von weißen Mörtelinseln zersiedelt waren, besonderen Ausdruck: Der war wild, herb und von verschatteter Süße. Während einer Frühstückspause im Mai fünfzig – das war, als die letzten Lebensmittelrationierungen wegfielen – hatte er die nun berühmte Madonna mit Kind ganz in Gedanken an

eine Filmschauspielerin gemalt, die ihm am Vorabend im Kino – es lief »Die fidele Tankstelle« – in alter Frische erschienen war, als wäre nie Krieg gewesen.

Während noch Malskat in sich hinein lachte, sprach von der Kanzel herab zu allen, doch insbesondere zum Kanzler Adenauer, der wie in Holz geschnitzt saß, der Bischof Pantke; das war nicht jener, dem der Teufel eingegeben hatte, als Schlußstein ein Hakenkreuz ins Chorgewölbe setzen zu lassen, sondern ein greises Männchen, das zu den Festgästen und Würdenträgern sprach, wohl auch zum niederen Volk auf den hinteren Bänken.

Wie ich nicht weiß, was alles, während der Bischof sprach, Malskat zum inwendigen Lachen brachte, und nur vermuten kann, es wird die Filmschauspielerin als Madonna oder der bohrende Gedanke gewesen sein, weiß ich auch nicht, was sich der Kanzler Adenauer dachte, als ihm die Predigt des Bischofs Pantke zuteil wurde. Jene um ihn plazierten Festgäste und Würdenträger, denen die Unschuld feist zu Gesicht stand, mögen ihn kaum ins Grübeln gebracht haben, wohl aber ist zu vermuten, daß er sich um die Wiederbewaffnung der vor nicht langer Zeit entwaffneten Deutschen sorgte und sich Gedanken in Divisionsstärke machte; oder hörte er katholisch unbewegt der protestantischen Predigt des Bischofs zu?

Der lobte und dankte Gott, indem er ihn in kurze und lange Sätze stopfte. Von Gottes Gnade und Gottes Güte, von Gottes auch den Sündern sicherer Liebe und vom Gotteswunder in dunkler Zeit sprach er, zudem zeitbezüglich von den Geschlagenen, denen Gott mit Bildeskraft ein Zeichen gegeben habe.

Als Bischof Pantke »Nun danket alle Gott« anstimmte, sang Lothar Malskat laut mit. Es sangen der Arbeitgeber Fey, Kirchenbaumeister Fendrich, Oberkirchenrat Göbel, der Denkmalspfleger Münter. Es sang Ministerialrat von

Schönebeck, der von Bonn aus das Lübecker Wunder finanziert hatte. Landes- und Bundespolitiker sangen. Das niedere Volk sang, wie es allzeit gesungen hat. Und es sang der erste Kanzler des frischgebackenen Staates, ein wie Lothar Malskat begabter Wundertäter, an dessen Seite – oder ihm gegenüber – getrost des anderen Staates Gründer und Wundertäter hätte Platz nehmen und mitsingen können, wenn auch nur weltlichen Text; denn zu Recht sieht unser Herr Matzerath das Triumvirat Adenauer, Malskat, Ulbricht selbtritt tätig. Noch vor Beginn jener Jahre, die er die falschen Fuffziger nennt, hätten sie begonnen, aus bröckelndem Nichts das Alte neu zu erschaffen und alle Welt meisterlich zu täuschen, ein jeglicher auf seine Art.

Das hört sich schlüssig an. Nicht jedoch stimme ich unseres Herrn Matzerath Vorschlag zu, man möge heute, aus gehöriger Distanz und nachdem endlich der Fuffzigerschwindel durchschaut ist, Briefmarken im Hochformat drucken und gesamtdeutsch in Umlauf bringen, die auf Säulenkapitellen ein ganzfigürliches Trio als Bildmotiv zeigen müßten, wie vormals die gegenwärtig so sündhaft teure Verkündigungsgruppe. Rechts vom ostpreußischen Maler mit filziger Wollmütze solle unterm Zylinder der rheinländische Kanzler stehen und links der sächsische Staatsratsvorsitzende, der eine Schirmmütze trägt. Attribute könnten den Flügelmännern zur Hand sein, etwa spielzeuggroße Panzer amerikanischer und sowjetischer Bauart; dem Mittelsmann stünden Pinsel und Drahtbürste zu. So ließe sich die dreieinige Fälschung von dazumal, auf Personen gebracht, zum Wertzeichen läutern, wie ja der gegenwärtige Wohlstand zweifellos auf verjährtem Schwindel fuße.

»Und auf Fleiß!« ruft unser Herr Matzerath. »Unermüdlich fertigten sie ihre Trugbilder bis ins Detail getreu. Der eine, der andere klüngelte, buk, sächselte, frömmelte, log und beschwor sich sein Deutschland, auf daß der dritte

ihnen in Lübeck, wo Land an Land grenzt, ein gotisch Dach wölbte. Wie sollen die drei nicht sinnfällig werden, und sei es im gezahnten Viereck vereint. Auf Briefen und Päckchen, mit niedrigstem Wert auf Postkarten sogar, sehe ich sie selbtdritt ihren Weg von hüben nach drüben, von dort nach hier nehmen. Was der Politik nicht gelang, fügt sich postalisch. Ein gesamtdeutsches Wertzeichen beglaubigt, gestempelt. Ein Sieg der Philatelie!«

Mein Widerspruch kümmert unseren Herrn Matzerath nicht. Wenn schon Briefmarken, sage ich – aber er hört nur sich –, dann möge man solche in Umlauf bringen, die einzig Ulbricht mit Adenauer koppeln, Seit an Seit, wie man die beiden Dichter oder – Profil hinter Profil gestaffelt – die Grimmbrüder zeige. Denn schließlich verließ Malskat bald nach der Siebenhundertjahrfeier das Fälschertrio, und zwar nach gedanklicher Vorarbeit.

Am Nachmittag des 1. September einundfünfzig saß er zur Nachfeier mit einigen Bauarbeitern in »Fredenhags Keller«. Nur auf einen Sprung kam, noch immer im Stresemann, der Arbeitgeber Fey vorbei und spendierte Schnaps- und Bierlagen. Dann mußte er ins Rathaus, wo nicht Malskat, nein, er, der schöne Fey, dem Bundeskanzler vorgestellt werden sollte. Nach Berichten der Lokalpresse soll Adenauer gesagt haben: »Na, da haben Sie ja den Kunsthistorikern eine schöne Aufgabe hinterlassen.« Nicht verbürgt ist die Legende, der Kanzler habe nach diesen Worten Fey zugezwinkert.

Später ging Malskat mit einigen Kumpels vom Bau ins »Café Niederegger«. Fest stand sein Entschluß, den Schwindel endlich auffliegen zu lassen. Der Bohrwurmgedanke trieb ihn. Es war nämlich während der Feierstunde, grad als dem Schönling Fey eine Ehrenurkunde mit Datum und Siegel übergeben wurde, von oben und wie gezielt ein Gewitter über Lübeck niedergegangen. Der deutliche Einspruch des

Himmels erschreckte den Maler auf der vorletzten Kirchenbank. Fromm, wie er malte, verstand er Blitz und Donner als Fingerzeig. Wieder und wieder erhellte plötzliche Grelle die Trugbilder im Langhaus und Chor. Zudem war es gotteslästerlich gewesen, den Fest- und Staatsakt auf den ersten September, auf jenen Tag also zu legen, an dem vor zwölf Jahren der Krieg vorerst den Polen erklärt worden war...

Obendrein erinnerten Blitze und folgendes Krachen mit des Ewigen Donnerwort an den Palmsonntag zweiundvierzig, als britische Flugzeuge ihre Bombenlast über Lübecks Innenstadt ausgeschüttet hatten. Eine Stabbrandbombe durchschlug damals das Dach der Marienkirche und setzte das Backsteingebäude dergestalt umfassend in Brand, daß nicht nur die Große Glocke ins Kirchenschiff stürzte, sondern überdies fingerdicke, Schicht nach Schicht aufgetragene Schlämmkreide, die den Innenraum seit der Reformationszeit protestantisch nüchtern gehalten hatte, von den Wänden sprang, worauf in Konturen und Farbfeldern gotische Wandmalerei ans Licht kam: brüchige Andeutungen nur, der bröckelnde Abglanz schadhafter Schönheit. Und aus diesen Resten, die seit der Brandnacht immer dürftiger wurden, hatte nicht etwa Fey, der die Ehrenurkunde erhielt und dem der Kanzler womöglich zugezwinkert hat, das Wunder von Lübeck vollbracht, sondern einzig Malskat, er, nur er.

Seine Heiligen. Im Chor drei, im Langhaus zwei Meter hoch. Hier auf Säulen, dort unter Baldachine gestellt. Jadoch! Romanische, byzantinische, sogar koptische Zugaben standen ihnen ausdrücklich gut zu Gesicht. Unter gradlinigen Säumen, auf seitlich hochgeklappten Flossenfüßen: Die Gemeinschaft der Heiligen schweigt sich an und ist dennoch beredt, wenn etwa die Auferstehung im vierten Joch der Kreuzigung im Südloch antwortet. Besonderes Lob fand bei Kunsthistorikern, die im Juni einundfünfzig, als

annähernd alles vollbracht war, unter Feys Anleitung ins große Gerüst kletterten, die Gestalt des Heiligen Bartholomäus im dritten Joch, das ist der mit dem Messer.

Damals hatte sich Malskat seitlich ins Gerüst verdrückt. Niemandem sichtbar lachte er über Feys hallende Erklärungen. Er, immer nur er. Er hatte, er wußte, er war sich aller Details sicher. Einzelheiten, die Malskat in Eile auszuführen vergessen hatte, etwa das Wundmal in des Auferstandenen linker Hand und auch die Stigmata in beiden Händen des Heiligen Franz, führte Fey auf Unterlassungen des hochgotischen Chor- und Langhausmeisters zurück: Man habe wohl damals schon unter Zeitdruck arbeiten müssen.

Lang, mager und trotz des Sommerwetters mit Pudelmütze im Gerüst, so hatte Malskat den fachkundigen Lügen zugehört. Er lachte, wie von früh an gelernt, in sich hinein und beschloß zum erstenmal, seine Gerüstgeheimnisse unter die Leute zu bringen.

Doch als der Maler zum Denkmalsamt lief und zudem alle kirchlichen Amtsstuben abklapperte, wollte ihm niemand glauben. Die Denkmalschützer hielten ihn für einen Aufschneider, die Pfaffen hatten Angst vorm Skandal. Es stand ja die Siebenhundertjahrfeier bevor. Ausdrücklich hatte der Bundeskanzler seine Anwesenheit zugesagt. Dieser wahrheitssüchtige Malskat mit seiner Drahtbürstengeschichte störte. »Was heißt hier Fälschung!« riefen die Schwarzröcke. »Hundert Kunstexperten, die alle echt, wahrhaftig, epochal sagen, können nicht irren.«

Es war nun mal die Zeit des Zwinkerns, der Persilscheine und des schönen Scheins. Im Jahrzehnt der Unschuldslämmer und weißen Westen, der Mörder in Amt und Würden und christlichen Heuchler auf der Regierungsbank, wollte niemand dies oder das allzu genau wissen, gleich, was geschehen war.

Schon wollte Malskat aufgeben und den Schwindel Schwindel sein lassen. Und wäre nicht das Unwetter mit

Blitz und Donnerworten über Lübeck niedergegangen, hätte er womöglich geschwiegen. Nun aber, deutlich vom Himmel angesprochen, kramte der Maler Skizzen und Vorlagen, Tagebuchnotizen und sonstige Zeugnisse zusammen, nahm sich einen Rechtsanwalt und brachte in Selbstanzeige die Wahrheit, das Unzeitgemäße ans Licht.